

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 50

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bärner Platte



Ein Berner XLV

Ein Berner namens René Hiller war in der Firma «Smith and Miller» und folglich oft in U.S.A. Er kannte Philadelphia, New York und Washington und Boston und andre Orte dort im Osten; doch auf die oft gestellte Frage, was er zu jenen Städten sage, war seine Antwort immer die: «Nid schlächt. Me cha se scho lah sy. I ha sen aber nid so gärn, wils kener Loube het wie zBärn.»

Numme nid gschprängt!

Eine Stadt, die Charakter hat, bleibt sich selber treu. Wir Berner sind bekannt als langsam. Fremdlinge betrachten dies als Tadel; für uns ist es eine Tugend. «Numme nid gschprängt!» ist ein Leitspruch, der uns schon oft vor voreiligen Entschlüssen bewahrt hat. Langsam und bedächtig haben wir im Laufe der Jahrhunderte unseren Kanton zusammengebaut und zusammengekauft. Langsam und bedächtig haben wir unsere Aristokratie in eine Demokratie umgewandelt – so langsam, daß es noch heute einige Rest-Exemplare gibt, die sich als Gnädige Herren vorkommen. Langsam und bedächtig bauen wir gegenwärtig unseren Bahnhof um, und langsam und bedächtig werden wir uns gelegentlich auch dem Problem der Expressstraßen zuwenden. Es gab allerdings und leider eine Zeit, da wir unserem Volkscharakter untreu wurden. Das waren die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als immer mehr Einwohner sich ein Motorfahrzeug anschaffen konnten und diese Vehikel immer stärker und rascher wurden. Da war es eine Zeitlang kaum zum Aushalten. Mit einer Geschwindigkeit, die jedem recht denkenden Berner den Atem verschlug, pulsierte da der Verkehr durch unsere ehrwürdigen Gassen. Es gab einzelne Automobilisten (ich will keine Namen nennen), die es zwischen Käfigturm und Zytglogge bis auf 50 Stundenkilometer brachten – ja ich kenne einen Fall, da ein Motorradfahrer zwischen Seiden-Jucker und Corset-Donnet einen Fünfundfünfziger auf seiner Mühle hatte!

Doch reden wir nicht mehr davon! Denn die Natur des Menschen läßt sich nicht unbeschränkt unterdrücken, und heute befinden wir uns ja wieder in jenem gemütlichen bernischen Urzustand, der die Langsamkeit zum obersten Prinzip erhebt. Und gerade der einst so drohenden Technik verdanken wir diese segensreiche Wendung. Sie hat uns so viele Motorfahrzeuge beschert, daß die Stadt nun völlig damit verstopft ist; und jedesmal, wenn ich die endlosen Schlangen von Autos sehe, wie sie mit schleifender Kupplung und 2,43 Stundenkilometern ihrem Ziel zustreben, wird mir ganz warm ums Herz. Bern ist auf dem besten Wege, sich wiederzufinden! Noch ein paar Tausend Autos mehr und ein paar Hundert Parkplätze weniger, und der Berner wird merken, daß man auf seinen Beinen munter fürbaß schreitend am ehesten und vor allem am ruhigsten zum Ziel kommt. Das war schon im 13. Jahrhundert so, und ich sehe nicht ein, wieso man nun plötzlich so neumodisch tun sollte.

«Numme nid gschprängt, aber gäng hü!»

Ein Gömpa in Bern?

Daß man in der Nähe von Rothenturm ein Gömpa, also ein Refugium für tibetanische Mönche, schaffen will, wissen Sie – sofern sie nicht nur «Sport» oder «Unfälle und Verbrechen» lesen – aus der Presse. Ich hätte nun noch einen zweiten Vorschlag zu machen, der allerdings



Gemeinsame Züge

Wissen Sie, was Herr Klaus-Dieter Brandes aus Hamburg, Signore Giulio Fellini aus Rom und Monsieur Pierre Dupont aus Paris miteinander gemeinsam haben? Erstens die unerhörte Chance, vom Wohnort aus ohne Umsteigen per Schnellzug an ihr bevorzugtes FeriENZiel auf 1167 m ü. M. zu gelangen, und zweitens ihre rührende Treue zu jenem gastlichen Dorf inmitten der Berge, dessen gute Hotels sie zu schätzen wissen: KANDERSTEG!

zuerst vom Politischen Departement geprüft werden müßte:

In Bern gibt es ein sehr ruhig gelegenes Terrain mit prachtvollem Blick auf die Schneeberge: also sicher ein Ort, an dem sich ein Tibetaner wohlfühlen könnte. Das Areal enthält zudem eine große, abfallende Matte mit schönem Baumbestand: auch das würde die Flüchtlinge ein wenig an ihre ferne Heimat erinnern. Daß aber diese Parzelle am Kalcheggweg von einer unverhältnismäßig großen Zahl von kommunistisch geschulten Rotchinesen besetzt ist, dürfte sie geradezu zu einem schweizerischen Klein-Tibet machen. Sollte das Politische Departement diesem Vorschlag mit Wohlwollen begegnen, dann wäre es aber vielleicht doch angezeigt, daß man jene chinesischen Diplomaten (um in ihrem Jargon zu reden) umsiedeln würde. Ich wüßte verschiedene Orte, die sich zum Errichten einer Volkskommune weit besser eignen als die kapitalistisch anmutende Villa am Kalcheggweg mit ihren dekadenten Tennisplätzen und dem imperialistischen Swimming Pool. Und wenn das Inventar des erwähnten Gebäudes öffentlich versteigert werden sollte, fänden sich bestimmt zahlreiche Interessenten. Ich kenne zum Beispiel einen Kurzwellen-Amateur, der schon lange eine geeignete Antenne für seinen bis nach China reichenden Sender sucht

Vetterli-Wirtschaft?

Wer glaubt, in der Regierung unserer Stadt sei Vetterli-Wirtschaft möglich, der kennt den Artikel 20 der Gemeinde-Ordnung nicht. Dort steht nämlich klar und deutlich, wer was nicht darf. Lesen Sie bitte aufmerksam:

In keiner Gemeindebehörde dürfen zugleich sitzen:

1. Verwandte und Verschwägte in gerader Linie;
2. voll- und halbblütige Geschwister;
3. Ehegatten, sowie Verschwägte in der Seitenlinie bis und mit dem zweiten Grade (Geschwister) und Ehemänner von Schwestern;
4. Verwandte in der Seitenlinie bis und mit dem dritten Grade (Oheim und Nefte).

Es ist also geradezu erstaunlich, daß wir, ohne diesen Artikel zu verletzen, überhaupt 7 Gemeinderäte und 80 Stadträte zusammenbringen. Wahrscheinlich wird es halt doch ein Hintertürchen geben. Ich stelle mir zum Beispiel vor, daß trotzdem Onkel und Nefte im Stadtrat sein können; denn da es ausdrücklich heißt, sie dürften nicht zugleich sitzen, so kann ja der eine einfach stehen, und dem Gesetz ist Genüge getan. Ich sage dies mit einer gewissen Bitterkeit, denn mir ist die politische Laufbahn verstopft. Solange nämlich der Schwiegersohn des Onkels vom Ehemann meines ehemaligen Schulschatzes im Stadtrat sitzt, kann ich – wenn ich den Artikel 20 richtig begriffen habe – nicht auch noch hineingewählt werden.

Kennet Der dä?



«I hätti gärn 198 Gramm Ammetaler – aber i wett ne de a eim Schtück!» sagt der Spaßvogel des Dorfes in der Käserei.
«Das chaisch du scho ha», gibt der Käser unerschütterter zurück, «das choschtet e Franken achtezwanzig – aber i wett de kes Münz!»

Der Mann mit der Pfeife

Ein Mann steigt beim Casino aus dem Elfenau-Bus und wendet sich gegen die Theodor-Kocher-Gasse. Er trägt einen grauen Gabardine-Mantel, der bereits etwas abgeschossen, wenn auch noch lange nicht schäbig wirkt, und einen grauen Filzhut, wie ihn tausend andere tragen. «Ein Mann aus dem Volke» möchte man sagen. Er überquert bei der Casino-Garage die Gasse, was bei diesem Zwei-Uhr-Verkehr gar nicht so leicht ist, und wendet sich dem Hotel Bellevue entlang westwärts. Eine international zusammengewürfelte Gesellschaft, die dort gerade einen «City-Tours»-Bus besteigt, um Berns Sehenswürdigkeiten abzugrasen, zwingt ihn, einen Umweg hinter den Eingangssäulen des Hotels durch zu machen. Im Weitergehen klaubt er eine schwarze Pfeife aus der Manteltasche und stopft sie. Vor dem Militärdepartement hält er zwei Sekunden an, um den Tabak anzuzünden. Die Rauchwölkchen, die nun hinter ihm herziehen, riechen genau so wie die meines Großvaters, der Zugführer war. «Fleur de Boncourt» oder ein ähnliches Kraut.

Das breite Trottoir beim Parlamentsgebäude ist von einem Schwarm junger Touristen verstopft, die italienisch und französisch sprechen. Auch sie sind offenbar darauf aus, die Hauptstadt der Schweiz kennenzulernen. Den Mann mit der Pfeife, der sich zwischen ihnen durchdrängen muß, beachten sie nicht. Ich schaue ihm nach, wie er durchs breite Portal des Bundeshauses verschwindet, während ein heimelig duftendes Wölkchen in der Sonne sich auflöst.

Ob mir diese Ausländer glauben würden, wenn ich ihnen nun sagte, dieser unauffällige Passant sei Ludwig von Moos gewesen, der Chef des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes? So ohne schwarze Limousine mit Polizei-Eskorte, ohne einen Uniformierten, der bei seinem Kommen die Tür aufreißt und salutiert, ja sogar ohne eine zweifränkige Zigarre im Mund – einfach mit einer ganz gewöhnlichen Tabakspfeife?

Ich habe den Mund gehalten und bin weitergegangen; denn erstens wußte ich nicht, was «Bundesrat» auf italienisch heißt, und zweitens wirkt eine Demokratie schon nicht mehr so schlicht, wenn sie sich mit ihrer Schlichtheit brüsten will.

Ueli der Schreiber